

Literatur des Auslandes.

N^o 64.

Berlin, Mittwoch den 29. Mai

1839.

R u s s l a n d.

Gesänge und Gesangsliebe der Russen.

Von J. S. Kohl.

Von allen schönen Künsten, welche die Menschen pflegen, erfreut sich keine einer allgemeineren Verehrung über den ganzen Erdboden, bei allen Völkern, Ständen und Klassen der menschlichen Gesellschaft, als Musik und Gesang. Keine redet verständlicher zu Menschen aller Farben und Bildungsstufen, und keine zählt einen größeren Kreis begeisterter Jünger. Das Volk, insofern wir darunter die ungebildeten Naturmenschen einer Nation verstehen, übt die Kunst des Gesanges und der Lieder-Composition mit einer Meisterschaft aus, die selbst von den Eingeweihten der Kunst selten erreicht wird, und während bei Gemälden, Skulpturen, dramatischen Darstellungen u. s. w. nur von den Jüngern der Kunst das Höchste erreicht wird, scheint das Lied, das aus der Kehle dringt, jedem fühlenden Menschen zu gelingen. Daher wir denn auch nie von Volks-Malerei, Volks-Architektur u. s. w. reden, wohl aber von Volks-Poesie und Volks-Gesang.

Es giebt Länder, in denen die Musik als Kunst und als Wissenschaft höher steht, und Völker, die tiefere und erhabene Kunstwerke und größere Meister in der Musik hervorgebracht haben — Italiener und Deutsche nehmen in dieser Hinsicht den ersten Platz in dem Tempel der Polnhymnia ein; schwerlich aber giebt es ein Land, in welchem der Dilettantismus der Musik verbreiteter, und schwerlich ein Volk, das mehr, so zu sagen, von Musik und Gesang durchdrungen und durchhaucht wäre, als Rußland und die Russen.

Die musikalischen Instrumente, die auch bei uns einst in den Händen ihrer Erfinder, der gemeinen Leute des Volkes, waren, sind diesen nun durch weitere Ausbildung fast völlig entrungen, und ihre Verfertigung so wie ihr Gebrauch ist in die Hände weniger Künstler übergegangen, aus denen sie nur spärlich dem Volke wieder zugestellt werden. Die Lyra, wie Merkur sie erfand, indem er über dem Schildkrötengehäuse Saiten ausspannte, die Fäden, die er sich aus dem Schilf schnitt, sind längst bei uns verschwunden und zu künstlicheren Instrumenten veredelt. Niemand bedient sich ihrer mehr, und selten versteht sie Einer aus dem Volke zu verfertigen. Anders ist dies bei den dem Urzustande der Menschen noch näher stehenden Russen, bei denen noch Jeder im Besitz des Wissens und Könnens ist, das dem Menschen in allen Lebensverhältnissen dient. Wie der gemeine Russe sein eigener Architekt, sein eigener Tischler und Bierbrauer ist, so ist er auch sein eigener Instrumentenbauer, so wie sein eigener Musiklehrer. Die Balalaika (Russische Cither) aus Lindenholz zu schnitzen und mit Saiten zu beziehen, — die Skruibla (Violine) zu formen und zu stimmen, — die Tibien, sowohl Doppel-Tibien als einfache, zu höhlen und einzuspizien, — verstehen dort eine Menge der gemeinen Ackerbauer, während der gleichen bei uns bloß Sache der Leute vom Fach ist. — Eben so nun verhält es sich auch mit den Gesängen und Volksliedern und ihrer Composition. Während bei uns ihre Dichtung und ihr Vortrag mehr Sache der Kunst und Schule geworden sind, gehen sie bei den Russen noch fortwährend aus der Masse des Volks hervor und entspringen noch täglich unmittelbar dem kräftigen Urquell des Nationalgeistes. Bauern, Soldaten, Offiziere, Gelehrte, Künstler singen und komponiren Lieder und Gesänge, theilen sie sich unter einander mit und machen sie zu allgemein gekannten Volksweisen.

Wie selten sieht man im Ganzen doch unsern Bauern einmal singend durchs Feld schreiten; welche besondere Gelegenheit wird dazu nicht immer erfordert, daß er den Mund zum Gesang öffne, entweder eine Versammlung in der Kirche oder ein frohes Zusammensein junger Bursche nach der Arbeit. Daß der Deutsche Handwerker bei seiner Arbeit singe oder gar der Fuhrmann singend hinter seinem sechsspännigen Frachtwagen hergehe, scheint sogar fast unnatürlich und mit ihrem Wesen unverträglich. Bei den Russen ist dies anders. Ihre Liebe zum Gesang ist so groß wie die der Vögel, die beständig zwitschern und pfeifen. Der Deutsche ist ernst, gründlich und mehr überlegend als poetisch; der Russe dagegen ist leicht, heiter und weniger nachdenkend als beständig dichtend und poetisch schaffend. Jener ist daher mit Leib und Seele bei der Arbeit, die ihn angestrengt beschäftigt

und nach deren Beendigung erst er allenfalls einen Gesang ansimmt; dieser dagegen sucht das Mühselige der Arbeit, das ihm eben nicht sehr mündet, mit Gesang zu schmücken, und singt gerade nie mehr, als während der Arbeit. Es ist ungemein charakteristisch für den Russen, daß man gerade während der Förderung ernstester Geschäfte die schönsten Lieder von ihm hört. Während beim Deutschen mehr als bei irgend einer anderen Nation der Bibelspruch: „Du sollst Dein Brod im Schweisse Deines Angesichts essen“, in Erfüllung geht, wofür ihn denn auch nach Gelingen der Arbeit ein Gefühl der Genugthuung und Zufriedenheit belohnt, wie auch nur er es kennt, scheint auf den Russen, der willig und mit Leichtigkeit sich jeder Arbeit unterzieht und sie dann mit Gesang und spielend oberflächlich schaffend abmacht, jener Spruch gar keine Anwendung zu leiden.

Von den Matern, die gemeinschaftlich den Plafond eines Zimmers ausmalen, von den Mädchen, die sich zum Spinnen oder Nähen vereinigen, von den Schneidern und Schustern, die zusammen in einer Stube sitzen, hört man häufig die reizendsten Chorgesänge von der Welt, die durch ihre wunderbaren Harmonien und Einklänge wahrhaft bezaubern. Doch nicht nur diese leichteren und ohnedies durch die Art und Weise ihrer Betreibung zu geselligen Mittheilungen reizenden, sondern auch selbst die schwersten und lästigsten Arbeiten begleitet der Russe mit Gesängen, die freilich eben so oft und öfter melancholische Elegien als heitere Paanen sind, immer aber von dem poetischen Gemüthe des Russen zeugen, dem es Bedürfnis ist, seinen Schmerz wie seine Freude durch Gesang und Musik erklingen zu lassen. Die Russischen Fuhrleute singen im Winter bei sibirischer Kälte und Unweer oft den ganzen Tag über, auf freiem Schlitten sitzend, von ihren Pelzen kaum verhüllt. Die Zimmerleute beim Behauen der Baumstämme führen ihre Schläge häufig nach dem Takte ihrer eigenen Singemusik. Von den Russischen Mauern, namentlich von denen der Kirchen und Klöster, gilt noch, was von Troja's Mauern erzählt wird, die unter dem Fötenspiel Apollo's sich zusammengesügt haben sollen. Selten tritt man in den Neubau einer Kirche oder eines Klosters, ohne daß Einem dort die lieblichsten Chor-Gesänge, die dann bei solchen heiligen Gebäuden immer ersten Inhalts und gewöhnlich der schönen Russischen Kirchenmusik entnommen sind, entgegenklängen. Die Soldaten, die es wahrlich auf ihren großen Marschen nicht leicht haben, begleiten ihre mühseligen Tritte fast unaufhörlich mit Gesang, der sie, ihrer Lebendigkeit und ihrem Mienenpiel zufolge, fast noch mehr anstrengen muß, als der Marsch. Gewöhnlich gehen ein Paar Musiker mit der Trommel oder mit einer Pickelpfeife voran, die von den Sängern umdrängt werden und die mit ihren rauschenden und scharfen Tönen den Kraftpartien des Gesanges die grellsten Lichter und dunkelsten Schatten geben. — Ja, sogar die Ackerleute auf dem Felde singen nicht selten hinter dem Pfluge her oder in der heißesten Sommer-Mittagssonne, wenn sie das Korn mähen. Auch die Russischen Kaufleute, sonst ein ziemlich profaisches Völkchen, singen erkauntlich viel mehr, als unsere Krämer, und wenn sie in ihren Gostinnoi Dwor's (Basars) die Köpfe zusammenstecken, so bildet gewöhnlich, wenn es nicht Geld oder Damenbreit ist, die Musik das Thema ihrer Unterhaltungen, ein neuer Gesang, den Jemand lobt, ein Sänger, der sich hören ließ und bekräftigt wird, ein Chor, den sie am Abend singen wollen u. s. w.

Die Volksgesänge und Volksweisen sind in ganz Rußland dieselben, und man hört von Kamtschatka bis Petersburg ganz dieselben Verse und dieselben Melodien; das heißt, so weit der Grokrusse, der Moskowite tritt, der eigentliche Herr im Lande. Der Kleinrusse, der nur in den Süd-Europäischen Steppenländern lebt, hat ganz andere Melodien als jener. Er ist wo möglich noch musikalischer und gesangliebender als der Grokrusse. Jedoch existirt zwischen beiden Stämmen, die sich in so vielen Sitten und Gebräuchen einander gegenüberstehen, der Unterschied, daß bei den Grokrussen entschieden die Männer die vorzüglichsten Sänger sind, bei den Kleinrussen gerade umgekehrt vorzugsweise die Frauen des Gesanges pflegen. Dieser Unterschied ist so auffallend, daß man anfangs bei den Grokrussen alle Frauen klanglos wähnt, so wie bei den Kleinrussen alle Männer stumm, bis man denn später einsieht, daß bei beiden Stämmen beide Geschlechter singen, nur bei jedem eines vorzüglich fleißig. (Schluß folgt.)

I t a l i e n.

Handbücher für Reisende in Italien.

(Fortsetzung.)

Hesperien, ein Cicerone für Italien, vornehmlich für Rom und Neapel, von Franz Wilh. Richter. In der Ernstischen Buchhandlung, Quedlinburg und Leipzig, 1838. 8. VIII und 296 Seiten.

Der Verfasser erklärt ausdrücklich, daß er keine bloße Beschreibung seiner eigenen Reise, sondern wirklich ein allgemeines und compendiöses Handbuch habe liefern wollen. Ein „allgemeines“ sollte ich eigentlich nicht sagen, denn man könnte glauben, es sey für Reisende aller Art bestimmt und behandle Alles, was dem Reisenden zu wissen Noth sey. Keinesweges! Herr Richter erklärt, daß er nur für Solche schreibe, „die an den Brüsten des klassischen Alterthums aufgewachsen (sic) und mit den Merkwürdigkeiten Italiens im Ganzen schon hinlänglich bekannt sind.“ Das Buch scheint demnach nur für studirte Leute geschrieben, ja Herr R. geht gleich darauf so weit, dieselben Literaten zu nennen, indem er sagt: „er wolle nur solche Gegenstände behandeln, die für Literaten von besonderem Interesse seyn können.“ (S. VI.)

Warum diese Beschränkungen gemacht werden, geht aus dem Buche selbst nicht hervor. Es wird darin, wie auch sonst in dergleichen Handbüchern, von der Landschaft, den Alterthümern, den Kunstwerken, dem Volksleben gehandelt, kurz von allen jenen Dingen, die für jeden wißbegierigen Reisenden Interesse haben. Was ist es, wofür sich zu interessieren er den Literaten verbietet? Von Verfassung und Einrichtung der Städte, von Handel und Gewerbe, von gegenwärtiger Literatur und Kunst handelt Herr R. wenig oder nicht, von der Religion und dem Kultus nur mit lascivem Spott. Ob diese die verpönten Artikel sind? Irgend einmal scheint das Statistische und Geographische verhorrescirt zu werden, denn es wird gesagt (S. 172), „daß solche Notizen keine Stelle finden sollten, die schon in jedem geographischen Handbuche stehen, z. B.: daß Rom unter 30° 8' L., 41° 33' 54" Br. auf zwölf Hügeln liege und in 44 Kirchsprengele und 14 Rivali zerfalle, ungefähr 150,000 Einw. und über 36,000 Häuser, darunter etwa 500 Gotteshäuser und 100 Paläste zähle.“ Abgesehen davon, daß doch mancher Literat solche Notizen zur Hand zu haben wünschen könnte, würde man dieser Stelle selbst ansehen, daß sie nur der matten Figur der praeteritio ihre Entstehung verdankt, wenn man eben auch nicht den entsprechenden Notizen anderwärts im Buche ganz ungenirt begegnete, z. B.: daß Neapel zu und so viel Häuser habe und unter so und so vieltem Grade liege u. s. w. (S. 362). Nur so viel ergibt sein Buch, daß er die Bedürfnisse des Publikums, für welches er schreibt, sich in keiner Weise klar gemacht hat. Denn er hält für nöthig, denen, „die an den Brüsten des Alterthums aufgewachsen sind“, zu erzählen, daß an das Römische Forum sich großartige Erinnerungen knüpfen (S. 187), ihnen anzurathen, daß sie sich mit den antiquarischen und artistischen Merkwürdigkeiten, so wie mit den historisch wichtigen Orten, schon zu Hause möglichst genau bekannt machen möchten (S. 44), und ihnen zu versichern, daß sie mit gehörigen Sach- und Sprachkenntnissen ausgerüstet in Italien „Stoff zum Lernen und Genießen nicht leicht“ vermissen würden. Er glaubt auch, den „Literaten“ die Anschaffung von Karten und Plänen und die Führung eines Tagebuchs, um Alles gehörig klar und fest zu behalten, angelegentlich empfehlen zu müssen. Obgleich nun der Verfasser seinen Reisenden nicht allzu viel zutraut, nicht einmal die Klugheit, sich Empfehlungsbriefe mitzunehmen und gehörig zu benutzen (S. 47), oder auch nur vor der Reise schon über deren Zweck, die Mittel und die Zeit ernstlich mit sich zu Rathe zu gehen (S. 42), so weiß er sich doch stets in ihre Neigungen und Stimmungen zu versetzen und ihr Benehmen und Empfinden treffend vorherzusagen. Er weiß z. B. (S. 164), unter welchen Gedanken der Reisende nach Rimini kommt. Auf dem Wege zum Garda-See macht denselben das lange Einerlei des Thales etwas ungeduldig (S. 67); in Verona besinnt derselbe sich nicht lange, was er zuerst sehen soll (S. 71), und kann bald mit ruhigem Gewissen in den Gasthof zurückkehren. Wenn er aber zu den zartfühlenden Herzen gehört, hat er zuvor Romeo's und Juliens trogähnlichen Sarg sich zeigen lassen (S. 75). In Rom nimmt er sich kaum Zeit, die Balustrade des Campidoglio eines Blicks zu würdigen (S. 177), und beim Thore St. Lorenzo verfehlt er nicht, sich fruchtlos zu bemühen, die unleserliche Inschrift zu lesen (S. 246). Indem der Verfasser sich dergestalt mit seinem Leser identifizirt, ist ganz natürlich, daß er gerathen findet, „interessante Erinnerungen, Betrachtungen und Gefühle rege zu machen“ (S. VI.), die doch sonst sein an den Brüsten Aufgewachsener wohl in sich selber zu produziren Lust haben könnte. Aber der Verfasser ist ein gütiger Mentor und mißbraucht seine Autorität nicht. Er erlaubt z. B. Seite 211 dem Leser, den Caetius in Rom auch unbesucht zu lassen, und sagt ihm Seite 316, daß er sich nunmehr auf der via felice und sistina „nach Hause begeben darf“. Diese Kindereien würde ich mich schämen hervorzuhoben, wenn nicht damit ein weiterer sehr übler Fehler zusammenhinge, mit welchem das Buch durch und durch behaftet ist. Der Verfasser beschwert sich selbst in der Vorrede, daß die meisten Schriftsteller über Italien nur ihre peziellen Beobachtungen, Gefühle und Betrachtungen vorbringen. Da hätte denn

er, wenn es ihm Ernst war, dergleichen nur „anzuregen“, dies durch eine reiche Zusammenstellung der Thatfachen sollen zu bewirken suchen. Statt dessen behelligt er den Leser sogar mit allerlei selbst gemachtem Wis, z. B., daß er die Eitel einheilt in profane und heilige, erstere mit Früchten und Gemüsen, letztere „mit dreieckigem Hut, schwarzem Mantel, Schuhen und Strümpfen, darin ein Priester steckt“ (S. 66), oder daß er sagt, „Bologna habe durch dreizehn Thore sein reichliches Ein- und Auskommen (S. 104), und nach St. Luca in monte führe ein Gang mit 634 Arkaden und doppelt so viel Bettlern“ (S. 110), und „zoologische Betrachtungen nahmen die Bologneser Händchen in Anspruch, obwohl nicht sehr viel, da es noch äußerst wenig dort giebt“ (S. 112), oder, wo der eigene Wis nicht ausreicht, werden auch allenfalls einige Einfälle Gaudy's unter den seinigen deplacirt. Diese verdriessliche Geschmacklosigkeit wird noch lästiger, als sie schon an sich ist, durch stylistische Unbeholfenheit. Ja, die Sprache spielt sogar dem Verfasser den argen Streich, daß sie ihn verleitet, eine Ersparung von Arger und Zeit durch Aufopferung von Zeit und Galle möglich zu finden. Denn er sagt (S. 50): „Daß es dabei, wenn man nicht unermesslich viel Zeit, Geld und Galle konsumiren will, unermesslich viel Zank, Berlegenheit, Verzögerung und Verkümmern der Reise setzt, kann man sich Bequemlichkeits halber von selbst denken.“ Von solchen Ausdrücken, wie: „der Kalenders Papst Gregor“ und „der Kaffee-Palast Kusposi“ könnte man eine artige Sammlung machen. Ganz verleidet endlich wird das Buch dem Leser durch die übel angebrachte und traurige Polemik gegen den Katholizismus. Ich mag die oft empörenden Wizeleien über heiliggehaltene Gegenstände nicht abschreiben. Aber das Buch wimmelt davon wie ein Raupen-Nest. (S. 29, 33, 149, 169, 253, 278, 304 u. s. w.) Diese seine Behandlungsweise ist aber das einzige Verdienst des Buches. Nichts ist heilsamer, als daß eine Verlehrtheit so auf die Spitze getrieben werde. Ihr entgegen ist als erste Bedingung eines guten Reisebuches der Grundsatz aufzustellen, daß jede Einhüllung der Gegenstände in Phrasen und Urtheile des Privatgeschmacks entschieden ausgeschlossen werde. Auch nicht die Beschreibung und Schilderung der Gegenstände darf geduldet werden. Nur mit der Nachweisung derselben ist dem Reisenden gebietet. Wer verlangt etwa eine solche Insinuation, wie Herr R. sie (S. 99) macht, daß auf Tizian's Grab-Monument „nichts weiter als sein Name stehen müßte, nicht aber die miserable Inschrift: „qui giace il gran Tiziano di Vecelli emulato de' Zeusi e degli Apelli“? Was kommt eine Bemerkung wie diese (S. 288): „Die Transfiguration von Raphael ist so hinreichend schön, daß man nichts Anderes ansehen möchte und die hier ebenfalls befindlichen Gemälde von Domenichino und Tizian kaum beachtet.“? Wer fragt Herrn R. danach, ob er sich an dem Hermaphroditen in Florenz ungestört ästhetisch erbauen konnte oder nicht? (S. 122). Von Michelangelo sagt Herr R.: „Das hohe Kraftgenie konnte sich nicht zum Nachahmen (der Brunelleschischen Kuppel in Florenz) verstehen. Schöner machen konnte er die seinige auch nicht, so wollte er sie wenigstens größer machen.“ (S. 129). Wenn aber auch statt solcher Ungereimtheiten gesunde und gründliche Urtheile gegeben würden, so ist doch das Reisehandbuch nicht der Ort dafür. Damit ist natürlich nicht gemeint, daß der Verfasser die Scheidung des Vorzüglichen von dem Unbedeutenden und Schlechten nicht vornehmen solle. Im Gegentheile wird diese Anforderung aufs bestimmteste an ihn gemacht. Die nöthigste Anweisung zum historischen und artistischen Verständnisse der wichtigsten Monumente wird man ungern vermissen und bescheidene Anregung interessanter Erinnerung sich gern gefallen lassen.

Das Material ist doppelter Art, nämlich einerseits die Gegenstände, welche das Interesse der Reisenden verdienen, und andererseits die Mittel, durch welche sich zu dessen Befriedigung gelangen läßt. Das Interesse des Reisenden kann man sich in der That sehr mannigfaltig vorstellen und dadurch, wie Herr R., sich bewegen finden, das Handbuch nur für eine gewisse Klasse einzurichten. Dabei kann nur leider Nichts herauskommen, als daß man nach seinem eigenen Interesse schreibt und Keinen befriedigt. Wer von seinem Buche allen Qualm von Betrachtungen und Gefühlen ausschließt, wer der schönen Selbstgefälligkeit, die Sachen breit zu beschreiben und gleich wie Abwesenden anschaulich zu machen, entsagt, der hat nicht zu befürchten, daß ihm zu einer reichen und auf alle wesentliche Interessen der verschiedenartigen Reisenden berechneten Zusammenstellung des Materials der Raum fehlen dürfte. Wirklich sind es durchaus dieselben Gegenstände, welche in ihrer Allgemeinheit mehr oder minder das Interesse jedes Reisenden in Italien ausmachen, sey er Weltmann, Gelehrter, Künstler, oder auch Handwerker. Sein spezielles Interesse wird Jeder, den ein solches in das Land führt, schon zu bedienen wissen; wenigstens würde dazu kein allgemeines Handbuch taugen. Die Physiognomie des Landes und der Städte, der sichtbare Verkehr ihrer Bewohner, die merkwürdigen Gebäude, die öffentlichen Anstalten, die Kunstwerke und Alles, was man anders als zu Hause und dem bereisten Lande eigenthümlich findet, sind die Dinge, welche jeder Reisende kennen zu lernen begehrt. Nur wo es auf die besondere Art der Darstellung und den Grad der Ausführlichkeit in Behandlung der Details ankommt, wird Stand oder Bildungsstufe des Lesers für das Buch bedingend. Das Handbuch aber soll ja Nichts darstellen, sondern nur vorführen, und soll nicht in Details eingehen, denn es ist ein allgemeiner Wegweiser. Mag seyn, daß ein Künstler sich für Bibliotheken nicht interessirt und solche unbesucht und ungesehen

läßt, falls nicht auch Kunstwerke, die ihm wichtig sind, daselbst sich finden; mag seyn, daß ein Gelehrter für die Kunstwerke sich nur beiläufig interessiert, oder inwiefern sie seiner Gelehrsamkeit dienen; warum sollte das Handbuch nicht für Beide sorgen können? Die geographischen und statistischen Notizen aber, vor welchen Herr K. einen so großen Abscheu hegt, daß er sie nur in einzelnen Fällen liefert, vermuthlich also da, wo er sie gerade zur Hand hatte, gehören doch recht eigentlich in das allgemeine Handbuch; denn der Reisende könnte sie leicht einmal nöthig haben, ohne daß er darum mit einem geographischen Handbuch sein Reisegepäck vergrößern möchte.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die sieben Saiten der Lyra.

Dramatisches Gedicht von George Sand.

(Schluß.)

Achte Scene.

Hans, Albertus, Helene, Karl, Wilhelm.

Albertus. Warst Du es, Hans, der die Vorlesung durch solchen Lärm unterbrach?

Hans. Behüte Gott! Meine Ohren schmerzen mich noch davon.

Karl. Selbst zur Fastnachtszeit hörte ich nicht so tollen Hörnerklang.

Wilhelm. Nenne es lieber die Posaune des jüngsten Gerichtes.

Alb. Wer erlaubte sich aber bei mir diesen schlechten Spaß? Hat Adelfreit's Lyra solche Töne von sich gegeben?

Helene. Die Lyra ist mißbraucht worden, und die Lyra hat sich gerächt. Sie hat die Uebelthäter bestraft. Der erste Theil der Weissagung meines Aeltervaters Adelfreit ist in Erfüllung gegangen. Die Zeit ist gekommen, und eine unwiderstehliche Macht treibt mich zum Abgrunde, in welchem ich untergehen soll. (Sie entreißt Hans die Lyra.) Berühre sie niemals wieder,

Hans. Sie ist mein Erbtheil. Man nennt das Wahnsinn.

Alb. Mein Gott! Helene ist von neuem wahnsinnig geworden.

Helene (in Verzückung die Lyra haltend). Die Lyra! seht die Lyra! O Lyra, wie liebe ich Dich!

Karl. Was spricht sie da? Seht nur, wie ihre Gestalt sich verändert!

Hans. Ihr Antlitz wird bleich wie das Gewölk des Morgens, und aus ihren Augen strahlt das Glück des Himmels.

Alb. Was ist Dir, Jungfrau? Ein leuchtender Heiligenschein umgiebt Dich!

Helene (zur Lyra sprechend). O, wie lange sehnte ich mich danach, Dich so zu halten! Du weißt es, ich ehrete Dich wie eine heilige Hostie, die zwischen dem Himmel und mir stand!

Karl. Was für seltsame Worte!

Hans. Welche erhabene Sprache!

Alb. Helene, Helene, sey auf Deiner Hut! Du hast Deinem sterbenden Vater geschworen, diese Lyra, die er für bezaubert hielt, nicht anzurühren. Die Wünsche der Sterbenden sollen heilig gehalten werden, wie die Aussprüche der Weisheit. Fürchte, meine Tochter, die Wirkung der Töne auf Dein schwaches Gehirn!

Karl. Theure Helene, Du befindest Dich nicht wohl. Ich weiß nicht, was das Alles bedeutet, aber höre auf Meister Albertus; er ist ein weiser Mann und liebt Dich.

Helene (zur Lyra sprechend). Ich habe Dich nicht entheiligt, und meine Hände sind rein, Du weißt es. Ich habe so innig mich gesehnt, Dich zu kennen und eins mit Dir zu werden! Willst Du nicht zu mir sprechen? Bin ich nicht Dein Kind? (Zu Albertus und Karl, die ihr die Lyra nehmen wollen.) Laßt mich, Ihr Männer, ich habe nichts mit Euch gemein. Ich gehöre dieser Welt nicht mehr an. (Zur Lyra.) Dein bin ich. Willst Du mich endlich annehmen?

Hans (zu Albertus). O Meister! laßt sie gewähren, achtet ihre Verzückung. Seht! wie schön sie in dieser knieenden Stellung ist! Seht nur! Mit welcher Anmuth sie die Lyra auf das eine Knie lehnt, und wie sie mit ihren Alabaster-Armen sie liebend umfängt!

Alb. Junger Schwärmer, Du weißt nicht, welcher Gefahr sie sich hingiebt! Fürchte für ihren Verstand, für ihr Leben, die schon einmal durch den Ton dieser Lyra gefährdet wurden.

Hans. Blicket hin, Meister! das gränzt an Wunder: ihre Haarschleifen lösen sich und fallen zur Erde; ihr schönes Haar scheint sich zu beleben, wie durch Zauberhauch wird es von seinen glänzenden Banden befreit, es theilt sich auf ihrer Stirn und fließt in goldenen Wellen auf ihre schneeweißen Schultern herab. Ja, es schmiegt sich in schöne, freie Locken, wie bei einem jungen Kinde, das im Morgenwinde spielt. Sie leuchten, sie glänzen, sie wogen über ihren schönen Körper herab, wie ein von den Strahlen der Sonne blißender Wasserfall. O Helene, wie schön Du bist! Hörst Du mich nicht?

Alb. Hans, mein Sohn, betrachte sie nicht zu viel. Es geschieht im menschlichen Leben Wunder, die wir nicht begreifen und von denen ich noch vor einem Augenblick keine Ahnung hatte.

(Beiseit.) O! auch ich fühle mich verwirrt, ich möchte die Augen abwenden von dieser Sisyllle!

Helene (die Lyra mit der einen Hand haltend und die andere zum Himmel erhebend). Sehet! Das Wunder geht in Erfüllung! Das Leben ist kurz, aber vollendet! Den Menschen gehört nur ein Tag, aber dieser Tag ist die Morgenröthe der Ewigkeit! (Die Lyra giebt einen herrlichen Ton von sich.)

Hans. O Muse! O schöne Begeisterte!

Karl. Welche himmlische Melodie! Welcher herrlicher Hymnus! Nie hörte ich etwas Aehnliches, und mir, der ich gewöhnlich so unempfindlich gegen Musik bin, mir treten Thränen ins Auge, und mein Geist schwebt in unbekanntem Regionen.

Alb. (mit leiser Stimme). Schweigt, oder spricht wenigstens leise. Beobachtet das Wunder. Hier ist viel zu lernen. Sehet Ihr nicht, daß ihre Hände gar nicht die Lyra berühren? Ihr linker Arm allein unterstützt das an ihren Bufen lehrende Instrument, und als wenn die Pulschläge ihres brennenden Herzens, als wenn ein göttlicher Hauch, der von ihr ausströmt, allein hinreichend wären, um die Saiten zu bewegen, so ertönen aus der Lyra nach unbekanntem Weisen seltsame Klänge, ganz ohne Beihilfe menschlicher Kunst.

Hans. O! ja ich sehe das Wunder! Ich wußte es wohl, daß dieses Wesen einer höheren Welt angehöre! Laßt mich, Meister, sie ist noch nicht zu Ende. Gott! welche Verzückung verklärt ihr ganzes Wesen! O ja, Meister, die Seele ist unsterblich, und nach diesem Leben erschließt sich uns die Unendlichkeit.

Chor der Geister der Harmonie (während die Lyra in Helenens Arm fortröbt und Albertus sich von Zeit zu Zeit leise mit seinen Schülern unterhält).

Deine Zeit ist gekommen, brüderlicher Geist, den eine Zauber Gewalt in diese Lyra bannte. Wir vernahmen Deine melodische Stimme und sind gekommen und umschweben dein Gefängniß, bis die Hand dieser Jungfrau den Zauber gelöst und Dir die Freiheit gegeben hat. Schon ist Dein Schweigen gebrochen, ein reiner Hauch erweckte Dich. Hoffe! Der Mensch kann nicht auf ewig binden, und was dem Himmel geraubt ward, muß dahin zurückkehren.

Der Geist der Lyra. O meine Brüder, vielgeliebte Geister, nahet Euch, schwebet zu mir herab. Reicht mir die Hand. Erlöset mich aus meinem Gefängniß, auf daß ich mich mit Euch im reinen Aether bade, hoch über der dürrn Region, wo die Menschen weilen. O meine Brüder, verlaßt mich nicht. Ich seufze, bebe, leide, höret meine Klagen, höret mein leises Weinen und traget mich davon auf Eure feurigen Schwingen!

Die Geister der Harmonie. Der Zauber band Dich mit sieben metallenen Saiten. Eine reine Hand muß diese sieben Saiten eine nach der anderen zerbrechen, dann erst wirst Du aus der Lyra befreit; die Hand eines menschlichen Geschöpfes muß dies vollziehen; wir können nur Deinen Schmerz durch unsere Gesänge lindern und Deine Hoffnung durch unsere Gesänge beleben.

Geist der Lyra. O beklaget mich, tröstet mich, sprecht zu mir; denn ich bin gefangen, ich seufze, bebe, leide, klage!

Albertus. Schmerzliche Töne entwinden sich der Lyra, und ihr Gesang athmet tiefe Traurigkeit. O Helene! was geht in Deiner Seele vor, daß Deine Verzückung so herzerreißend wirkt?

Wilh. So eben noch war der Rhythmus kraftvoller, die Töne mächtiger, siegreicher die Begeisterung. Es war ein Hymnus, jetzt ist es ein Gebet.

Karl. Ich begreife nichts davon, aber mir ist so weh, und doch kann ich mich von hier losreißen.

Die Geister d. Harm. Bruder, wir wollen mit Dir von Deinem Vaterlande reden, und Du wirst Dich beruhigen. Wir schwebten hernieder von der weißen Sonne, welche die Gefährten Deines Elendes, die Menschen, Wega nennen, und die sie der Lyra weihten. Deine Sonne, jugendlicher Bruder, ist so rein, so glänzend, so heiter wie der Tag, an welchem eine Zauber Kraft Dich von dort herab lockte, um bei den Menschen zu wohnen. Noch immer wird sie von demselben Ton beherrscht; noch immer singt der weiße Strahl des unendlichen Prisma's das Leben dieses Gestirns.

(Die durch den Gesang herbeigezogenen Nachbarn kommen in den Garten und drängen sich an die Zimmerthür des Meister Albertus.)

Ein Dilettant. Ein ungebräuchliches Instrument, aber von unvergleichlich schönem Ton; es ist gewiß ein Werk des Herrn Weinbacher.

Ein anderer Dilettant. Wahrscheinlich. Aber erstaunt Ihr nicht über das Talent seiner Tochter? Ich glaube nicht, daß es auf der Welt noch eine ähnliche Künstlerin giebt. Und doch that sie, als verstände sie nichts von der Musik!

Ein Bürger. Meine Herren, Ihr steht hinter uns. Ihr könnt nicht ordentlich sehen. Tretet ein wenig näher und erklaret uns als Kenner, wie Jungfer Weinbacher dieses Instrument spielen kann, ohne die Saiten zu berühren.

Der Dilettant (torgnetzend). Ach! das ist seltsam, in der That! das hatte ich nicht bemerkt.

Eine Bürgerin. Das sieht wahrhaftig wie Hererei aus. Ich möchte mich wirklich aus dem Staube machen. Immer habe ich den alten Sauertopf, den Weinbacher, im Verdacht der Zauberei gehabt. Nie ging er in die Kirche und war so befreundet mit Meister Albertus, der selbst ein...

Der Dilettant. Beruhigt Euch, Madame. so zu spielen

ist keine Hexerei. Diese Lyra ist eine Art Orgel, die wie eine Uhr aufgezogen wird, und die so lange ohne Berührung spielt, bis die Kette abgelaufen ist.

Ein junges Mädchen. Ich versichere Euch, mein Herr, daß Helene mit ihren Augen spielt. Seht nur, sie erbleicht, sie errotet, ihr Auge glänzt oder erlischt, und die Musik wird langsam oder schnell, sanft oder rauschend, nach ihrem Gefallen. Ich fürchte sehr, daß die arme Helene behert ist.

Der andere Dilettant. Wie, mein Fräulein, Ihr seht nicht, daß dasjenige, was Ihr für Eure Freundin Helene haltet, nur ein ihr ähnliches Automat ist? Man sollte in der That glauben, daß es Helene wäre, aber es ist nichts als eine Maschine, die sogleich still stehen wird. Die Augen sind von Emaille und bewegen sich vermittelst einer Feder. Der Athem wird durch einen Blasebalg hervorgebracht, der sich im Körper der Puppe befindet. . . .

Die Geister. Wir redeten genug zu Dir. Jetzt beschäftige Dich mit Deiner Befreierin, gedenke, daß nur sie allein den Zauber lösen kann! Du mußt sie betehren und Dich ihr offenbaren, wenn ihr Geist sich bis zu Dir erheben soll.

Der Geist der Lyra. Wie, meine Brüder, so bald! was soll aus mir in meinem Gefängnis von Elfenbein werden? Was soll ich zu einer Tochter der Menschen sprechen? Sie versteht meine Sprache nicht. O ich bebe, leide, klage!

Helene (unterdrückt sich und erhebt sich mit Lebhaftigkeit). Du hast gesprochen? Du sagst: Ich leide, ich klage? Wer bist Du?

Das junge Mädchen (zum Dilettanten). Seht jetzt zu, ob es ein Automat ist!

Albertus. Helene, es ist genug; die Lyra hat schon gesprochen, treibe die Probe nicht weiter. Für menschliche Ohren ist der Klang dieses Instrumentes zu gewaltig, er verwirrt die Gedanken und kann den Verstand zerstören. (Er nimmt ihr die Lyra.)

Hel. Was beginnet Ihr? Laßt sie, laßt sie mir! (Sie fällt in Ohnmacht.)

Hans. O, Meister! warum ihr die Lyra nehmen? Ihr tödtet sie, Meister; sie scheint wirklich todt zu sein.

Alb. Fürchte Dich nicht, es ist nichts. Die elektrische Erschütterung der bebenden Lyra mußte diese Kräfte herbeiführen. Karl, Wilhelm, tragt sie fort. Schnell! Platz gemacht! Platz gemacht! Bringt sie an die freie Luft!

Hel. (kommt zu sich und wagt Wilhelm zurück). Rühre mich nicht an, Wilhelm; ich bin nicht Deine Verlobte. Ich werde nie die Deine, ich liebe Dich nicht. Für mich bist Du ein Fremdling. Ich gehöre einer Welt an, zu der Du nicht gelangen kannst, ohne zu sterben oder Dich ins Verderben zu stürzen.

Wilh. O, mein Gott! was sagte sie? Sie liebt mich nicht!

Karl. Das hat Hans oft gesagt.

Alb. Mein Kind, Du weißt nicht, was Du sprichst, morgen wirst Du anders denken. Sieh mir Deinen Arm, ich werde Dich in Dein Zimmer führen.

Hel. Nein, Meister Albertus, mit Eurer Erlaubnis werde ich nicht dahin gehen. Ich will ins Freie. Ich will den Mond über dem See aufgehen sehen.

Therese. Ihr sprecht nicht mit der gebührenden Achtung zu unserem Meister. Kommt zu Euch, Helene. Die ganze Stadt hört Euch und sieht auf Euch.

Hel. Ich höre und sehe Niemand. Für mich ist nichts mehr da. Ich bin für immer allein.

Alb. Wehe! Die Kräfte war zu stark! Ihr Verstand ist dahin! Helene, Helene, folge mir! Ich bin Dein Vater. Geh' in Dein Zimmer.

Hel. Ich habe keinen Vater. Ich bin die Tochter der Lyra und kenne Euch nicht. Schon lange quälte Ihr mich mit geistigen Arbeiten, die meiner Natur zuwider sind. Eure hochtönenden Worte und Vernunftgründe sind für mich nicht gemacht. Die Zeit ist gekommen, wo ich leben soll; ich bin ein freies Wesen und frei will ich leben; gehabt Euch wohl! (Sie entflieht durch den Garten.)

Alb. Hans, Wilhelm, folget Ihr und wacht über Ihr Leben. (Zu den anderen Schülern.) Lieben Freunde, entschuldigt mich, dies unvorhergesehene Unglück macht es mir unmöglich, die Vorlesung wiederaufzunehmen. (Alle ab.)

Mephistopheles, die Lyra.

Meph. Halsstarriger Geist, der Du von mir Freiheit und Leben im Augenblick erhalten könntest, so ertrage denn geduldig Deine Qual, wenn Du es vorziehst, die sieben Prüfungen zu bestehen und, von menschlichem Willen abhängig, langsam aus Deinem Gefängnis erlöst zu werden. Ich habe Macht genug über Alles, was der Erde angehört, um Deine Schmerzen zu vermehren und Deine Pein zu verlängern. Du verachtest meine Hilfe. Statt mit mir die Regionen der Empörung und des Hasses bewohnen zu wollen, jene Regionen, denen zu nahen der Mensch zittert und die über ihn den Kelch der Leiden ausgießen, ziehst Du es vor, zu einem ungerechten Gott zurückzukehren, der Dich um der geringsten Schuld willen der Laune und dem Joch des Menschen überläßt. Nun, ich will Helenens Herz mit solchen Gedanken erfüllen, daß es Dich gereuen soll, mich verschmäht zu haben.

Der Geist der Lyra. Helene gehört Dir nicht.

Meph. Aber Albertus soll mein sein!

Geist. Gott wird ihn beschützen.

(Schluß des ersten Akts.)

Mannigfaltiges.

— Lord und Lady Cheveley. Gänzlich ungegründet ist die Vermuthung, daß irgend ein persönlicher Freund Sir Edward Lytton Bulwer's, und zwar mit dessen Vorwissen, das kürzlich erwähnte Spottgedicht „Lady Cheveley oder die Frau von Ehre“, welches gegen Lady Bulwer, die Verfasserin des „Cheveley“, gerichtet ist, verfaßt und herausgegeben habe. Bald nachdem die Anklündigung jenes Gedichtes erschien, richtete nämlich der Justizbevollmächtigte des Sir Lytton Bulwer nachstehendes Schreiben an Herrn Churton, den Verleger: „Mein Herr! Ich bin von Sir Edward Lytton Bulwer beauftragt, Ihnen anzuzeigen, daß er mit großem Leidwesen die Anklündigung einer bei Ihnen unter dem Titel „Lady Cheveley oder die Frau von Ehre“ erscheinenden Schrift gelesen hat. Welches auch die Absichten und Zwecke des Verfassers sein mögen — und daß sie wahrscheinlich ihm nicht feindselig sind, geht aus den Worten der Anklündigung hervor — so ist doch Sir Lytton Bulwer mit Rücksicht auf seine Kinder und in deren Namen genöthigt, die ernstlichste Protestation gegen jeden Versuch einzulegen, durch welchen die Verbreitung einer anderen Schrift, die ihre eigene Verantwortung und Verantwortung in sich selber trägt, noch mehr gefördert werden könnte. Genehmigen Sie ic. William Loaden.“ — Herr Churton antwortete darauf, daß er seinerseits mit Vergnügen bereit sei, auf jeden Vortheil zu verzichten, der ihm aus der angekündigten neuen Schrift erwachsen könne, daß jedoch der Verfasser, an welchen er sich gewandt, nicht zu bewegen sei, sein Werk zurückzunehmen.

*) Die Mittheilung der folgenden vier Akte würde die Grenzen überschreiten, in denen sich dieses Blatt bewegt. Nachdem wir daher in Obigem eine Probe von dem ersten dramatischen Versuch der aktivsten Franzosen gegeben, müssen wir uns hinsichtlich des weiteren Inhalts desselben auf einen kurzen Ueberblick beschränken. Das Ganze ist ein wunderliches, aber reizendes Gemisch von abstrakter Allegorie und lebensfrischer Empfindung, welches für uns noch das besondere Interesse hat, zu sehen, wie ein französischer Dichtergenieus sich in die Region deutscher Phantasie und Mythenwelt hineinzuleben sucht. Adelsreit, der Verfertiger der Lyra, hatte sich selbst den Tod gegeben und von Gott erlöst, daß er seine Seele in diese Lyra bannen möchte. Zur Strafe für seinen Frevel war ihm sein Wunsch vom Himmel gewährt und daran die Bestimmung geknüpft worden, er solle nicht eher aus diesem Gefängnis erlöst werden, als bis eine jungfräuliche Hand, von aller Sünde rein, ihn daraus befreie. Dies zu hindern und die Lyra durch heilige Hände zerstören zu lassen, auf daß der eingeschlossene Geist und der Zerstörer des Werks Beide seiner Macht anheimfielen, ist das Bestreben des Teufels. Nachdem ihm der Versuch, den er in dieser Absicht schon im ersten Akte des Drama's macht, mißlungen ist, erzieht er sich Albertus zu seinem Werkzeug aus. Er bringt ihm aus Adelsreit's Nachlaß eine Erklärung über die geistigen Kräfte, die in den verschiedenen Saiten der Lyra ruhen, um dessen Willkür zu reizen, und überredet ihn, diese Saiten eine nach der anderen zu zerbrechen, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Die beiden goldenen Saiten der Lyra sind die Unendlichkeit und der Glaube; durch sie offenbart sich die Idee der ewigen Schönheit und Herrlichkeit Gottes; erhaben und überirdisch ertönt der Wechselgesang des Geistes der Lyra, Helenens und der Himmelsgeister beim Ausgang der Sonne, so lange diese Saiten noch auf dem Instrumente sind. Albertus will dieselben herunternehmen, dreht aber die Wirbel vertreibt und zersprengt sie unter einem Hagelsturm der Lyra. Nun finden wir Helenen am Bach im Mondenschein die Lyra spielend, deren Geist jetzt in weicheren Melodien die Schönheit der irdischen Natur singt, denn die beiden silbernen Saiten der Lyra sind der Betrachtung der Natur und der Vorsehung geweiht; Hoffnung und Vertrauen tönt aus ihnen der nach dem Ewigen sich sehnen Seele Helenens entgegen, die mit Schmerz die himmlischen Offenbarungen der goldenen Saiten vernimmt. Albertus, dessen Zweifelsucht immer mehr ertödtet wird, und der schon an die übernatürlichen Kräfte der Musik zu glauben anfängt, während sie ihm früher als ein bloßes Rechen, Erempel erschien, läßt sich von dem Drange nach überzeugender Gewißheit und von den Anreizungen des Teufels bewegen, auch diese beiden Saiten zu zerreißen, und ein Orkan begleitet sein Beginnen. Helene spielt jetzt auf den beiden stählernen Saiten der Lyra; sie hat den Thurm der Kathedrale erklimmt und zu den Füßen des Engelsplatz genommen, der die Spitze des Thurmes bildet. Von dort herab ertönt auf der Lyra der Preis des Menschengeschlechtes und seiner Werke in mächtigen Klängen, während Helene dagegen nur von dem Jammer und Gland der Menschheit singt und, nachdem sie die Lyra hinabgeschleudert, in Verzweiflung vom Thurm entfällt. In diesem Wechselgesange hat Albertus die Gewalt der Musik schon eindringlicher empfunden, und Mephistopheles, immer in Gestalt des Juden, der die Lyra unverfehrt in die Wohnung des Philosophen gebracht hat, weiß diesen durch das Versprechen, daß der, welcher die letzte eiserne Saite der Lyra berühre, das Geheimniß dieses Instruments und der Musik ergründen werde, auch noch zur Zersprengung der beiden stählernen Saiten zu reizen. Albertus ist unterdeß von immer glühenderer Liebe zu Helenen entbrannt, und Mephistopheles schmeichelt ihm auch mit der Hoffnung, daß er, auf der eiserne Saite der Lyra spielend, Helenens Gegenliebe gewinnen werde. Aber so wie diesmal Alles still geblieben, als er die stählernen Saiten zerrissen, so bleibt die Lyra auch stumm unter der Berührung seiner Finger, während Helene in ihrer fortbauenden Ertause ihn seiner Aufmerksamkeit würdigt und seine Leidenschaft zu ihr immer mächtiger wird. Da läßt er müßlos die Lyra sinken, und Helene erweist sie. Als sie die eiserne Saite berührt, ertönt der Gesang des Geistes der Lyra ebenfalls in irdischer Liebesgluth und beschwört sie um Gegenliebe, aber Helene sehnt sich nur nach dem Ewigen und singt nur die Ehre Gottes; ihr inbrünstiges Gebet steht zu Gott, daß er sein Leben ihr verleihen wolle; da zerspringt die eiserne Saite mit furchtbarem Donner, Helene sinkt todt, Albertus ohnmächtig zu Boden. Der Geist der Lyra ist erlöst und schwebt, vereint mit Helenens seligen Geiste und umgeben von den himmlischen Heerschaaren, über dem wiedererwachenden Albertus, über den der Teufel nun Gewalt zu haben glaubt, weil er zur Zersprengung der Lyra mitgewirkt. Aber die letzte Saite ist unter Helenens unbefleckter Hand zersprungen, und so ist auch Albertus gerettet. „Seine Seele“, so singen die Himmelsheister, „soll fortan eine Lyra sein, deren Saiten alle zugleich erklingen werden, und deren Gesang sich auf den Schwingen der Hoffnung und der Freude zu Gott erheben wird.“